

Rezensionen

Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.): **Spracherwerb und Lebensalter**. Tübingen; Basel: Francke, 2003 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83). – ISBN 3-7720-2682-6. 358 Seiten, € 44,–

(Nicole Colin, Paris / Frankreich)

Auf den ersten Blick erscheint die Publikation *Spracherwerb und Lebensalter* aus der Reihe »Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur« überaus interessant. Der Klappentext des Buches verspricht: »Das Sprachenlernen wird im Kindes- oder Jugendalter nicht abgeschlossen. Nicht nur Zweit- und Fremdsprachen, auch die Erstsprache und der Umgang damit verändern sich im Laufe der Lebensphasen. Der Band versammelt Beiträge im Hinblick auf eine Erweiterung der Spracherwerbtheorie zu einer Theorie der lebenszeitlichen Sprachentwicklung.«

Um es vorauszuschicken: Von all dem steht in diesem Buch leider viel zu wenig. Wie Annelies Häcki Buhofer in ihrem Vorwort erklärt, handelt es sich bei dem vorliegenden Band um den Ertrag eines Kolloquiums an der Universität Zürich anlässlich des 60. Geburtstags von Harald Burger. Das genau scheint auch das eigentliche Problem der Publikation zu sein, die so betrachtet eher über einen Festschriftcharakter verfügt – und zwar im negativen Sinne eines an vielen Stellen nicht nachvollziehbaren Nebeneinanders verschiedener Aufsätze aus unterschiedlichsten linguistischen Teildisziplinen, die unter einem griffigen Titel zusammengefasst werden. Bereits das Inhaltsverzeichnis präsentiert ein unübersichtliches Potpourri thematisch sehr heteroge-

ner Beiträge, bei denen man, trotz der assoziativen Weite der Grundfragestellung »Spracherwerb und Lebensalter«, häufig vergeblich nach direkten oder indirekten Anknüpfungspunkten zum Hauptthema sucht.

Eine Ausnahme bildet der vierte und letzte Teil des Bandes – »Vergleichende Beobachtungen an verschiedenen Lebensaltern und Leitfragen in Richtung auf eine Theorie der Individuallinguistik« – sowie die beiden Artikel der Herausgeberin. Bereits in ihrer Einleitung gelingt es Annelies Häcki Buhofer, die Bedeutung des Themas innerhalb der Linguistik evident zu machen. Die Sprachentwicklung im Hinblick auf die individuelle Lebenszeit ist, so ihre einleuchtende These, ein von der Wissenschaft bisher kaum beachteter Bereich. Die Untersuchungen zur Sprachentwicklung beschränken sich fast ausschließlich auf den Bereich der früheren oder späteren Kindheit. Zwar ist in den letzten Jahren innerhalb der »Altersforschung« auch viel zum Thema »Sprache und Alter« geschrieben worden, zum Thema »Sprachalter« liegen jedoch bisher noch keine linguistischen Forschungsergebnisse vor. Die Sprachwandelforschung, die eigentlich ein großes Interesse an diesem Thema haben müsste, konzentriert sich in ihren Studien auf den Generationenaspekt unter Vernachlässigung psycholinguistischer Dimensionen in der Sprachentwicklung, so die Autorin.

Gründe für diese Situation sieht Häcki Buhofer vor allem im »Fehlen von individuellen bezogenen Entwicklungsdaten bzw. den Schwierigkeiten ihrer Erhebung aus methodologischen Gründen« (4). Um das

Thema wissenschaftlich näher beleuchten zu können, bedarf es einer methodisch und empirisch abgesicherten Individuallinguistik, die es jedoch traditionell schwer hat, sich innerhalb der Sprachwissenschaft zu behaupten – zum einen, weil sich die Sprachwissenschaft »seit de Saussure [...] für das Überindividuelle interessieren muss und das Individuelle der Psychologie überlassen kann« (5), zum anderen, weil es kaum Forscher gibt, die bereit sind, in Langzeitstudien die Sprachentwicklung eines Menschen über mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte zu verfolgen.

Diese Lücke in der linguistischen Forschung ist, so das vorläufige Fazit von Häcki Buhofer, nicht unproblematisch: »U. a. zeigen die implizierten und tentativen Annahmen über das individuelle Verhalten, die in der Sprachwandeltheorie verwendet werden, dass man ohne Modellbildungen zur individuellen Entwicklung nicht zurecht kommt« (5). Angesichts dieser von der Herausgeberin anschaulich geschilderten Notwendigkeit, der Frage der individuellen lebensgeschichtlichen Sprachentwicklung innerhalb der Linguistik größere Bedeutung einzuräumen, ist es um so bedauerlicher, daß die vorliegende Publikation in dem ungeordneten Zusammenspiel der einzelnen Beiträge tatsächlich nur wenige Ansätze zu einer solchen Erweiterung der Spracherwerbtheorie liefert.

Der insgesamt fünf Aufsätze umfassende erste Teil »Die soziale Konstruktion der Lebensalter in Sprache und Texten« bemüht sich laut Häcki Buhofer, den Aspekt der Zeitlichkeit bzw. die Entwicklung von sprachlichen Phänomenen der Lebenswelt zu thematisieren, mit dem Ziel, die Prämissen einer »lebensgeschichtlichen Sprachentwicklung« zu diskutieren – eine Intention, die jedoch nicht eingelöst wird. Neben methodologischen Problemen in einigen Aufsätzen

ist vor allem die extreme Ertragsarmut der meisten Beiträge zu kritisieren. Während Häcki Buhofer für diesen Teil interessante Reflexionen über das (vom »doing gender« abgeleitete) »doing age« bzw. über soziale Konstruktionen des Lebensalters in der Sprache ankündigt, wird der Aspekt der Zeitlichkeit bzw. des Lebensalters an fast keiner Stelle mit dem des Spracherwerbs in Verbindung gebracht. Stattdessen überwiegt in fast allen Aufsätzen die Beschreibung gesellschaftlicher Paradigmen und Verhaltensweisen im Hinblick auf Altersgruppen in verschiedenen sozialen Kontexten.

Nur einer der fünf Artikel schafft es – zumindest im Ansatz – Erhellendes zum Thema zu formulieren. Angelika Linke thematisiert in ihrem Artikel »Senioren. Zur Konstruktion von (Alters-?) Gruppen im Medium Sprache« konventionelle Bezeichnungen von Altersgruppen (*Kid*, *Teenager*, *Twens* sowie *Senioren*) und deren soziokulturelle Definition. Auch wenn die anfänglich versprochene Analyse der Altersgruppenbezeichnungen in sprachlicher Hinsicht nicht durchgeführt wird, erlauben Linkes Betrachtungen immerhin Einblicke in das Spannungsfeld von Bezeichnung und Selbstbezeichnung bzw. der Problematik der Akzeptanz und Bewertung solcher Bezeichnungen in der definierten und der definierenden Gruppe und bieten auf diese Weise einen ersten Einstieg in das Thema »doing age«.

Damit leistet dieser Beitrag wesentlich mehr als die übrigen Artikel des ersten Teils. Die Untersuchung von Helen Christen zum Thema »Familiale Anredeformen und ihre (lebenszeitlichen) Dimensionen« begnügt sich mit recht bescheidenen Einsichten bezüglich historischer Sprachentwicklungen im familiären Kontext. Der von ihr definierten und in diesem Kontext eigentlich interessanten »Altersgeneration« widmet Christen gerade

einmal zehn Zeilen (vgl. S. 46). Im Kontrast zur Genauigkeit ihrer (durch eine Umfrage wissenschaftlich untermauerten) empirischen Beschreibung der gesellschaftlichen und historischen Rahmenbedingungen präsentiert sie ihre Annahmen bezüglich der Frage individueller lebenszeitlicher Veränderungen ohne jede faktische Beweisführung; ihre Belege beschränken sich auf eine geradezu kryptisch anmutende, nicht weiter thematisierte Fußnote zu Marcel Proust. Darin erscheint ihr Aufsatz wissenschaftlich-methodologisch ebenso problematisch wie der von Eva Lia Wyss zu dem eigentlich spannenden Thema »Liebesbriefe im lebenszeitlichen Wandel«. Ohne die empirischen Prämissen ihrer Untersuchung näher zu erläutern, greift Wyss auf eine augenscheinlich wahllos zusammengestellte Ansammlung von Liebesbriefen beliebiger Personen zurück, geschrieben unter diversen, nicht näher analysierten historischen und individuellen Lebensumständen. Letztlich handelt es sich um einen recht oberflächlichen Beitrag, der soziale und gesellschaftliche Gründe weder komplex untersucht noch zu begründen versucht. Linguistische Aspekte der individuellen Sprachentwicklung bleiben ebenso unberücksichtigt wie in dem nicht anders als abseitig zu bezeichnenden Artikel Franc Wagners zum Thema »Haben Metaphern ein Lebensalter?« sowie dem Beitrag von Gugger und Luginbühl, die unter dem gewichtigen Titel »Konversationelle Konstruktion von Alter in den intergenerationellen Dialogen der Serie Marienhof« in ihren Beschreibungen der gesellschaftlichen Konventionen des sozialen Umgangs jüngerer Menschen mit älteren keine neuen Erkenntnisse hervorzubringen vermögen.

Für den zweiten Teil »Das Konzept der individuellen Kompetenz und die Praxis des Sprachlehrens und Sprachforschens«

gilt im wesentlichen das gleiche: Die bereits im Titel anklingende inhaltliche Weite dieses Kapitels umschließt acht Beiträge, die zwar alle etwas mit dem Bereich Spracherwerb und Unterrichtspraxis zu tun haben, untereinander jedoch kaum Berührungspunkte aufweisen und weder auf den Aspekt »Spracherwerb und Lebensalter« eingehen, noch etwas zum Thema »Individuallinguistik« beitragen. Die meisten der Beiträge kreisen entweder um recht allgemeine Fragen des Spracherwerbs oder beziehen sich auf konkrete Beispiele aus der Unterrichtspraxis im Bereich DaF. So diskutiert Birgit Eriksson in ihrem Aufsatz über »Das Europäische Sprachenportfolio« die Frage, ob sich ein vergleichbarer Referenzrahmen auch für die Erstsprache definieren läßt, Thomas Studer untersucht Varietäten des Deutschen im Rahmen des universitären DaF-Unterrichts und Christine Palm Meister widmet sich dem Thema Phraseologie und berichtet von ihren Erfahrungen an der Universität Uppsala in Schweden. Bernhard Imhasly referiert über die Situation der Linguistik in Indien – man erfährt durchaus Interessantes, das aber ebenfalls keine Bezüge zur leitenden Fragestellung aufweist. Auch Csaba Földes gelingt es in seinem für die DaF-Forschung ansonsten interessanten Aufsatz über den »Erwerb der reformierten Orthographie im Deutschen als Muttersprache und als Fremd- bzw. Zweitsprache« nicht, seine Analyse auf die Frage des »Lebensalters« zu erweitern. Das gilt im wesentlichen ebenso für Regula Rügs Beitrag »Mündlich gut« über die Beherrschung verbaler Kommunikationsformen als Schlüsselqualifikation, Gertrud Grécianos Erklärungen zum »Europanto« sowie Heinrich Löffler, der in seinem sehr klassischen Beitrag zur »komparativen Varietätenlinguistik« innerhalb einer »Fehlergeographie« versucht, grammatikalische und phoneti-

sche bzw. orthographische Fehler in den Zusammenhang regionaler Dialekte zu stellen. Unklar bleibt, warum Regula Schmidlins Aufsatz zum »Orthographierwerb bei Deutschschweizer Kindern«, der ganz ähnliche Probleme behandelt, diesem Artikel nicht nachgestellt wird, sondern vielmehr dem dritten Teil »Phasen und Prozesse der Sprachentwicklung bis zur Berufsausbildung« zugeordnet wird.

In diesem dritten Teil zeichnet sich nun aber endlich eine stärkere Orientierung am eigentlichen Thema ab. Es bleibt allerdings auch hier kritisch anzumerken, daß die ersten drei Artikel in ihrer Fragestellung das klassische Gebiet der Spracherwerbtheorie (Kinder bis zwölf Jahre) nicht verlassen und in diesem Sinne auch keinen Beitrag zu dem eingangs als vernachlässigt beschriebenen Forschungsgebiet liefern. Dieses gilt für den Artikel von Stefan Hauser, der über den Erwerb narrativer Fähigkeiten anhand der Textsorte Witz im Blick auf Kindergarten- und Grundschulkinder reflektiert ebenso wie für den bereits erwähnten Aufsatz Schmidlins und die Überlegungen Hansjakob Schneiders zu »Intraindividuellen Variationen im Spracherwerb« am Beispiel des »Erwerbs des Hochdeutschen durch einen Züricher Jungen« (197). Allein Lorenz Hofer, Mathilde Gyger, Peter Auer und Bettina Wetzel-Kranz, die sich mit der Sprache von Jugendlichen und jungen Erwachsenen auseinandersetzen, verlassen den traditionellen Bereich der Spracherwerbsforschung. Ob es ihnen dabei tatsächlich gelingt, mit ihren Artikeln zu einer Erweiterung der Spracherwerbtheorie beizutragen, bleibt jedoch fraglich. Bei den von ihnen diskutierten Phänomenen der »Jugendsprache« und des »Ethnoslangs« dürfte es sich jedenfalls kaum um neue Entdeckungen handeln. Immerhin favorisieren die Autoren strukturelle Ansätze, die unter Umständen die

Grundlage für Analysen sprachlicher Eigenheiten anderer Altersgruppen bilden könnten.

Der vierte Teil, der mit einem Beitrag der Herausgeberin beginnt, liefert im Gegensatz zu den übrigen Kapiteln nun tatsächlich konkrete Ergebnisse zu dem von Häcki Buhofer umgrenzten Forschungsgebiet. Sie selber schafft es in ihrem Beitrag, der auf den ersten Blick eher eintönigen Auflistung empirischer Forschungsergebnisse bezüglich der »Phraseologismenkenntnisse in verschiedenen Lebensaltern« die pertinente Einsicht abzugewinnen, daß sich Sprachwandelprozesse nicht allein soziolinguistisch, sondern auch psycholinguistisch in einem »altersbedingten Sprachbewusstsein« beschreiben und in diesem Sinne strukturell erfassen lassen. Peter Durco stellt sich eine ähnliche Frage – »Unterschiede in der (Un)kenntnis von Sprichwörtern in verschiedenen Lebensaltern« –, bleibt jedoch in seinen Ausführungen in Beschreibungen stecken, die so recht ihr Ziel nicht finden wollen. Peter Zürer erläutert die Sprachbiographie einer Familie, wobei für ihn vor allem die Migrationsfrage eine wichtige Rolle spielt, und Werner Koller, deutscher Germanist in Norwegen, unternimmt den interessanten Versuch in »Sprachleben – Lebenssprachen«, seine eigene Sprachgeschichte aufzuarbeiten. Koller läßt uns hier teilhaben am gelungenen »Scheitern« seines Versuchs, das von Häcki Buhofer beschriebene methodologische Grundproblem einer Individuallinguistik zu umschiffen, indem er sich selbst zum Forschungsgegenstand erklärt. Damit steuert er den m. E. gehaltvollsten und ansprechendsten Artikel zum vorliegenden Band bei. Stefan Sonderegger bezieht seine Frage »Sprache des Alters – Sprache als Erinnerung« auf die Analyse von (literarischen) Texten, wobei im Zentrum vor allem die Frage nach der Bedeutung dialektaler Ausdrucksweisen steht. Hierzu bleibt ab-

schließend zweierlei zu bemerken: Da viele der in dem Band versammelten Autoren in der Schweiz leben und forschen, ist es verständlich, daß die Thematisierung des Spannungsverhältnisses zwischen Dialekt und Hochsprache eine wichtige Rolle spielt. In Beiträgen wie dem von Mathilde Gyer zum Thema »Jugendliche Migrantinnen und Migranten zwischen Mundart und Standardsprache« zeigt sich auch, daß eine dialektologische Fragestellung interessante Blickwinkel auf das Thema »lebenslanger Spracherwerb« öffnen kann. Bedauerlich ist allerdings, daß diese Fokussierung zu einer Unterschlagung anderer Aspekte des Phänomens führt. So wäre beispielsweise die Sprachentwicklung in der ehemaligen DDR zwischen 1990 und heute ein spannendes und sicherlich weitgehend noch unausgeschöpftes Gebiet, von dem in dieser Publikation jedoch an keiner Stelle die Rede ist.

Zum anderen stellt sich die Frage, warum die von Sonderegger angewandte Methode der Analyse literarischer Texte in wissenschaftlich korrekter Form (so wie man sie sich bei Wyss gewünscht hätte) bislang offenbar – darf man Häcki Buhofer glauben – nicht zur Entwicklung einer Individuallinguistik genutzt worden ist. Dies ist insofern unverständlich, als daß sich das Individuelle in seinen strukturellen Dimensionen, so wie Sonderegger es hier vorführt, durchaus anhand von literarischen Texten, aber auch Dokumenten im allgemeinen (Briefen und Tagebuchaufzeichnungen) erforschen ließe, wobei es nicht von Bedeutung ist, ob es sich hierbei um Schriftsteller, Politiker, Philosophen oder unbekannte »Allerweltsmenschen« handelt. Der vorliegende Band gibt jedoch keinerlei Hinweis darauf, inwiefern solche Untersuchungen für die vorangestellte Leitfrage von Bedeutung sein können. Eigentlich schade.

Häussermann, Gisela; Häussermann, Ulrich (Hrsg.):

Frauengedichte der Welt. Von der Antike bis zur Gegenwart. Stuttgart: Radius, 2003. – ISBN 3-87173-274-5. 172 Seiten, € 18,-

(Dagmar Wenzel, Dresden)

Wenn diese Rezension etwas von der großen Freude vermitteln kann, die das Buch beim Lesen gemacht hat, erfüllt sie ihren Sinn. Mit ganz ähnlichen Worten führen die Herausgeber in diese Sammlung von Gedichten ein, die von Frauen aus aller Welt geschrieben und für deutschsprachige Leser und Leserinnen gesammelt und zum Teil neu übersetzt worden sind.

So vielfältig die Entstehungsorte und Entstehungszeiten der Gedichte sind, genauso vielfältig sind die Texte in ihrer Form und in ihrem Inhalt. Zusammengehalten werden sie von dem aus ihnen sprechenden Selbstvertrauen, das sich gegen Vereinnahmung sträubt, so die Bengalin Kavita Sinha in *Eva an Gott*: »Ich berührte / als erste / den Baum / der Erkenntnis / ich biß als erste / in den leuchtenden Apfel / ja, das war ich.«

Jede der in den Band aufgenommenen Dichterinnen sollte, so wollten es die Herausgeber, nach Möglichkeit mit mindestens zwei Gedichten vertreten sein. Die poetischen Texte sind nach Epochen bzw. Regionen zusammengestellt. Interessant mag daher eine Darstellung sein, die die Inhalte und Themen der Anthologie ins Zentrum stellt.

Die Gedichte sprechen von der Kraft, die zum einen überschwenglicher Freude und Schönheit und zum anderen dem Wunsch, Leid zu überwinden, entspringt: »O Welt, / wie gerne strich ich von deiner Stirne / die tiefen Sorgenfalten doch!« (Salomeja Neris, Litauen) Man findet realistische Werke und Texte, die

einem ein tiefes Vertrauen in die kleinen und großen Wunder des Lebens geben können. Persönliche Erfahrungen und Wahrnehmungen werden geschildert, aber es werden auch die Begrenzungen des Persönlichen überschritten, wenn zum Beispiel die heute in Paris lebende Noémia de Sousa schreibt: »Und suche nicht mehr / mich kennenzulernen / denn ich bin nichts als ein Gefäß aus Fleisch / in dem der Aufbruch Afrikas verschmilzt / zum Geburtsschrei der Hoffnung«. Umwertungen werden vorgenommen und Werte werden vermittelt: »Mein Kind ... auf Erden hier gibt es nirgends den Ort, / da Glück du nur fändest, Freude und Wohlsein [...] Sieh, um der Menschen willen bewahr deinen Mut, / Gleichmut bewahr und ein tapferes Herz dir im Leid: / Solches allein sei dir Glück, dein kostbarster Reichtum.« (Maha Chakri Sirindhon, Thailand) Und immer wieder kommt die Liebe zu Wort, mal zaghaft, und mal ungestüm: »Für die Liebe gibt es keinen Himmel, Geliebter, nur diesen einen Tag«, liest man bei Rosario Castellanos aus Mexiko.

Ein ewiges Dilemma der Übersetzung von poetischen Texten konnte auch dieser Sammelband nicht ganz vermeiden: Wofür entscheidet man sich, für eine Nachdichtung oder für eine Übersetzung? Die Herausgeber entschieden sich für die Übersetzung und haben somit weise die authentischen und wertvollen Inhalte der Poesie gewahrt. Bei nur wenigen Texten ist dadurch die Schönheit der Form verloren gegangen und so auch der Anteil an Bedeutung, der aus ihr hervorgeht. Doch die formal sensiblen Übersetzungen, zum Teil von Dichtern mit Muttersprache Deutsch und Schriftstellern der Migration, stellen die Mehrzahl der Gedichte.

Wer immer noch nicht entschlossen ist, das Buch zu lesen, dem sei ein letztes Zitat angeführt, das man ruhig als Motto der Sammlung verstehen kann, von Marianne von Willemer: »Was ist Gesang? Was kaum gehört, / Dich faßt, dich hält, dich mit sich nimmt / Und, wie durch Liebe schön betört, / In seinen Ton die Seele stimmt, / Dich ernst macht, dann bald hoch dich schwingt [...]«